Werktor 37

Werktor 37

Ich stoppe das Video mit einem Mausklick, bevor sein Gesicht im Bild auftauchen kann und vielleicht liegt es an dieser abrupten Unterbrechung, dass mich die Tanks, die von Rohrleitungen umschlungenen Türme, der gemauerte Kamin mit dem in Weiß aufgemalten Emblem der Firma, bis in die Nacht verfolgen. Wann kann ich aufhören ihn zu suchen, frage ich mich.
Noch am Morgen der Nachhall in meinem Kopf: Der Big-Band-Sound, von derselben Art steifen Enthusiasmus, mit welcher der Sprecher im Film vom Anfahren der Anlage redete, von petrochemischen Stoffen, von Großsynthese und von Leichtbenzin, das durch die Leitungen schießt. Unter Druck, unter Hitze oder unter Kälte.

Funktionieren musst du, sagte er. Sonst nichts, Hauptsache, du funktionierst.

Der Vater erscheint mir alt mit seinem Bauchansatz unter dem dünnen Strickpullover. Aus dem Ärmel hervor ragt sein Handgelenk. Sein Zeigefinger deutet auf den Fehler, den ich beim Abschreiben des Frühlingsgedichtes gemacht habe: Hummeln, sagt er brummeln nicht. Schreib das nochmal.
Die Blumenranke, die das Gedicht in meinem Schulheft umrankt, hat er nicht kommentiert. Ich male sie noch einmal ab und schreibe ein zweites Mal das Gedicht. Diesmal brummen die Hummeln, aber irgend etwas stimmt nicht mit meiner Ranke. Sie ist zu kurz geraten oder meine Schrift ist zu groß. Ich muss zwei Zeilen auslassen, damit das Gedicht passt.
Ich ziehe meine Lippen ein und zeige mit meinem Finger auf das „brummen“. Der Vater schiebt meine Hand beiseite und liest. Sein Blick fährt mir ins Gesicht und bis in meine Knochen. Du glaubst, ich bemerke solchen Pfusch nicht? Jetzt schreibst du das Gedicht ein drittes Mal und dann, damit du lernst, es von vornherein richtig zu machen, schreibst du noch drei Seiten extra.
Was denn?, frage ich.
Auf das Was kommt es nicht an, sagt er.

Die schwarze Masse, die an unseren Füßen klebte, bedeutete Freiheit. Er erklärte uns, es sei Erdpech. Das Meer spülte es in Klumpen an den Strand, so wie die alten Holzplanken, die zerfaserten Taue und die verbeulten Kunststoffkanister, mit denen wir unsere Sandberge und -Höhlen dekorierten. Er baute uns ein riesiges Flugzeug in den Sand. Am Horizont glitten die großen Tanker in Richtung Rotterdam. Von dort aus fuhren kleinere den Rhein aufwärts, aber die sahen wir nicht.

Der Vater sitzt vor der neuen Wurlitzer. Die Mutter, die zwei Schwestern und ich stehen im Halbkreis um ihn herum. Die Orgel hat er einem Kollegen abgekauft. Gebraucht. Für die ganze Familie, sagt er.
Ein Klavier wäre mir lieber gewesen, sage ich. Ein Klavier sei affig, antwortet die Mutter. Und was für Neureiche. Ich sei kein Kind von Emporkömmlingen, der Vater arbeite hart und trage die Verantwortung für alles, was da passieren könne in der neuen Anlage. Ich starre den Eiche furnierten Kasten an und wundere mich. Zwei Manuale, unzählige Hebel und Knöpfe, Fußpedale, das glühende Rotlicht neben dem Anschaltknopf. Was kann passieren?
Die Freude an dem neuen Instrument teilt der Vater sparsam mit. Als drehe er hinter seiner unbewegten Miene vorsichtig an einem Ventil und lausche gespannt auf ein verdächtiges Geräusch, das auf eine Undichtigkeit in seinem Innern schließen ließe. Mit den Händen streift er die Ärmel seines dünnen Wollpullovers zurück, setzt sich auf die Orgelbank und deutet mit einer kurzen Bewegung auf die Knöpfe und Hebel. In seinem Bauch rumort es hörbar. Sein Gesicht bleibt ernst. Laut beginnt er von Klangeffekten zu reden, von den Vögeln in Hitchcocks Film, deren Stimmen nicht lebensecht aber doch nach Vogelschreien klingen

Werktor 37

sollten. Verfremdet. Bedrohlich. Und dann spricht er von neuer Musik. Unvermittelt springt er auf und kniet vor seiner Plattensammlung nieder, zieht eine LP aus dem Stapel. Sein Gesicht so blass wie die Gesichter der vier Herren in blutroten Hemden mit pechschwarzen Krawatten auf dem Cover, das er mit beiden Händen vor sich hält. Das grelle Rot des Covers hinterlässt für Sekunden giftgrüne Flecken auf meiner Netzhaut.

Ich kann nicht schlafen. Ich weiß mit diesem Film nichts anzufangen. Ich habe mich vom ewigen Suchen verleiten lassen und das funktioniert nicht.

Wenn wir allein zuhause sind, produzieren wir an der Orgel gespenstische Geräusche. Mit baumelnden Beinen sitzen wir drei auf der langen Bank und treten mit den Füßen gegen den Unterbau des Instruments. Es zischt und schnarrt darin. Wir drehen die Lautstärke hoch, schalten den Halleffekt ein und rumms: Ein hohles Keuchen springt aus dem Lautsprecher und verebbt irgendwo im Bauch der Orgel.

Wenn der Vater sich zu Feierabend an den Kasten setzt, sucht er vergeblich den Klang der neuen Musik hinter den Schaltern. Aufrecht sitzt er vor den Manualen. Ich beobachte ihn vom Flur aus.

Die Männer ähneln sich unter ihren nikotingelben Helmen. Ich bin gefesselt von den ausdruckslosen Gesichtern. Die Augen wirken schmal und grau im schwefeligen Licht. Grell dagegen leuchten die orangefarbenen Piktogramme, die mit Totenkopfaufdruck und stilisierter Flamme den Inhalt der Tanks kennzeichnen. Mein Mauszeiger liegt auf dem doppelten Pausenstrich, bereit, den Film erneut anzuhalten.
Ich habe Angst, ihn nicht zu erkennen unter den anderen Werksangestellten. Dabei ist es fraglich, ob er überhaupt dabei war, als der Film gedreht wurde. Die Bigband übertönt meine Gedanken. Der Sprecher redet ergriffen von den Männern, den Anlagebauern, Maschinen- und Labortechnikern, all den Spezialisten, denen das Besondere ihres Tuns gar nichts Besonderes sei. Und wieder: Wie sie die Stoffe unter Druck setzen, unter Kälte, unter Hitze. In einem zylindrischen Glaskolben steigen Blasen in schlierig gelber Flüssigkeit auf. Schnitt. Die Kamera schwenkt über parallel verlaufende Leitungsrohre. Ich bilde mir ein zu hören, wie es darin gast und zischt. Die Rohre laufen auseinander, wachsen an gigantischen Kesseln empor: Metallene Leitungen, die sich weiter strebend zu langen Strängen bündeln, zwischen den Anlageteilen entlang laufen, um Ecken biegen, eine Etage höher klettern, die eisernen Laufgitter darunter, den diesigen Himmel verschatten.

Über Wochen und Monate bedecken Pergamentbögen den großen Esstisch im Wohnzimmer. Die sich aufrollenden Ränder beschwert der Vater mit Rheinkieseln, die wir vom Sonntagsspaziergang mitbringen. Ich höre noch das Blubbern der Frachter, die mit leeren Laderäumen flussabwärts eilen, rieche die Abgase.
Auf den Bögen feine schnurgerade und gebogene Linien. Ich höre den Ausführungen des Vaters über die Maschinenteile, die er zeichnet, zu, ohne ein Wort zu verstehen und staune über die Akkuratesse, mit der er den Tuschstift am Kurvenlineal entlangführt. Kein Zittern franst die Linien aus, kein Zögern lässt punktförmige Kleckse entstehen. Ich halte die Luft an, während ich ihm zusehe. Ich hoffe auf ein Zeichen. Ein Räuspern; dass er das Lineal in meine Richtung schiebt. Er nickt mir zu und lässt mich durch die Ziffernschablone winzige Zahlen an den Rand der Tuschlinien schreiben. Mein Blick ist ernst, als ich anschließend mit leichter, schneller und exakt vertikaler Bewegung die Spitze des Tuschstiftes aus dem schmalen Spalt hebe. Die Fingerkuppe auf den Rand des Lineals gedrückt, lupfe ich es mit dem Nagel des anderen Zeigefingers von der frisch geschriebenen Zahl. In klarem Schwarz hebt sich die Ziffer vom durchscheinend mattweißen Papier ab. Ich sehe den Vater nicht an. Ich stelle mir vor, dass er lächelt.

Das Erdpech unter unseren Fußsohlen bedeutete Freiheit. Vielleicht stammte es auch von den Wellenbrechern, die gegen das Salzwasser konserviert werden mussten und nicht aus den unterirdischen

Werktor 37

Seen, von denen er sprach.

An dem Sonntag, an dem die Mutter den Vater in die Firma fährt, sitze ich mit im Auto. Die Eltern vorn im Wagen reden miteinander. Ich langweile mich. Vielleicht bin ich sauer, weil die Schwestern ihren üblichen Wochenendbeschäftigungen nachgehen können, während die triste Landschaft an meinem Autofenster vorbeizieht. Schallschutzwände, Hochspannungsmasten. Kühltürme, aus denen dichte Dampfwolken quellen. Wohnsilos. In Reihen gepflanzte Pappeln, grau vom Staub. Wir fahren von der Bundesstraße ab ins Industriegebiet. In der Ferne die hohen, schlanken Fackeln, die selbst im Dunst noch glänzen. Es geht vorbei an umgepflügten Äckern und struppigem Brachflächen. Und dann, hinter Böschung und Leitplanken, die Rohrleitungen, die im Vorbeifahren aus der Erde zu springen scheinen, um auf hohen Stützen parallel zur Straße weiterzulaufen.
Es ist nicht ungewöhnlich, dass an diesem Sonntag das Telefon schrillt und der Vater in die Firma beordert wird. Das ist seit dem Anfahren der neuen Anlage hin und wieder passiert. Kinderkrankheiten, murmelt der Vater und packt seine Zeichenrollen zusammen, während ich an den Keuchhusten denke, der uns drei Schwestern vor Jahren der Reihe nach erwischt hatte und an die Windpocken, wegen denen wir uns blutig kratzten.
Die an meinem Autofenster vorbei eilenden Rohrleitungen verschwinden hinter einer hohen Betonmauer. Dahinter das riesige Fabrikgelände. Ich drücke mein Gesicht an die Fensterscheibe, schiele nach oben und erhasche einen Blick auf metallisch glänzende Anlagenbauten die hinter der Mauer hoch in den Himmel aufragen. Ist sie das?, frage ich. Hm, nickt der Vater, ohne sich umzusehen. Wir fahren an riesigen Werktoren vorbei. In meterhohen Lettern leuchten weiße Zahlen auf dem Stahl. Männer in Grau eilen in losen Grüppchen auf die Tore zu und verschwinden durch die darin eingelassenen Türen. Wonach riecht es hier?, frage ich. Niemand antwortet. Vor Werktor Nummer siebenunddreißig bittet der Vater die Mutter, den Wagen anzuhalten. Sie hält den Wagen, lässt den Motor laufen und sieht ihn nicht an, als er mit den Zeichenrollen unter dem Arm aus dem Wagen springt. Kaum dass er die Beifahrertür hinter sich zuschlägt, fahren wir weiter. Ich drehe mich um und sehe den Rand seiner Zeichenrollen weiß aufblitzen, bevor er mit einem Dutzend behelmter Männer in grauer Werksmontur durch die Tür im großen Tor verschwindet.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).